

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 220.

Posen, den 25. September 1928.

2. Jahrg.

Knockout Europa.

Ein phantastischer Roman von Ludwig von Wohl.

Copyright bei Carl Duncker, Berlin 1927.

12. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Er ist vom Staat angestellt, ja. Aber die Leute sind ihm unter falschem Namen zugewiesen worden. Als Verrückte. Er glaubt das. Nichts ist schwieriger, als seinen Verstand zu beweisen.“

„Doktor Lantelme hat vierzigtausend Franken Einkommen!“ schrie der rote Berthelot. „Wenn er nicht sechzig hat! Er ist mit der Bande in Paris im Bunde!“

Achselzuckend gab der Fremde den Doktor auf.

„Möglich,“ meinte er. „Auf alle Fälle hat er den Volksfreunden alles Geld abgenommen und in seinen Geldschrank gesperret.“

„Nieder mit Doktor Lantelme!“ brüllten viele Stimmen.

Mit Befriedigung erkannte der Fremde, daß sie größtenteils aus der Gruppe kamen, die sich bis jetzt zurückgehalten hatte.

Da sprang Antoine Pasdeloups auf den Tisch. „Freunde!“ schrie er mit seiner scharfen Stimme. „Freunde! Ihr hört von diesem Herrn hier, wie man sich an unseren Schützern vergangen hat! Man vergewaltigt uns, man knebelt uns, man steckt uns als irrsinnig in das Sanatorium! Man beraubt uns der Leute, die unser Recht vertreten! Man stiehlt uns die Männer, die die Schliche des Feindes kennen! Man betrügt uns um das Geld, das sie uns spenden wollen! Uns — die wir Helden wie Jean Bricot in unserer Mitte haben, der sein Bein für das Vaterland verloren hat und den das Vaterland dafür verhungern läßt! Uns, die wir fast alle geblutet haben, damit sich diese Blut-sauger den Bauch füllen! Uns, deren Vorfahren unter dem großen Napoleon Unsterblichkeit errungen haben — rächt euch, Freunde! Holt Peyraud, holt Duval heraus! Holt ihr Geld heraus! Es gehört den Armen! Es gehört uns! Von dem verfluchten Haus darf kein Stein auf dem anderen bleiben!“

Seine Stimme überschlug sich, der Rauch zerbiß ihm die Kehle. Aber er hatte nicht mehr Erfolg haben können, selbst wenn er mit Erzengelstimme gesprochen hätte!

Die Männer waren von ihren Sitzen aufgefahren und brüllten ihren Beifall zu der niedrigen Decke empor.

Einen Augenblick standen sie dann zögernd — aber auch nur einen Augenblick.

„Zu Doktor Lantelme!“ heulte Antoine Pasdeloups.

„Zu Doktor Lantelme!“ rief, schrie, brüllte der Haufe und drängte sich aus der Schenke.

Der letzte war Jean Bricot.

Während er so eilig, als es sein Holzbein erlaubte, nachhinkte, liefen ihm die Tränen der Begeisterung über das Gesicht. Er hatte Antoine Pasdeloups umarmen mögen.

Der Fremde hatte einen Fünfhundertfrankenschein auf dem Tisch liegen lassen, den der zitternde Francois zwischen den Fingern drehte.

Er lief nun mit den Bauern querfeldein. Die Lichter des Sanatoriums glitzerten von fern. Ein Wort durchlief die Laufenden: „... die Gen-darmen ...“

Jemand lachte heiser.

„Kümmert euch doch da r u m nicht,“ spottete Pasdeloups. „Diese Waschlappen nehme ich im Notfall allein auf mich!“

Stöcke kamen plötzlich zum Vorschein, eine Senne blitzte.

Die Herbe stürzte vorwärts.

„Da ist ein Auto!“ rief der rote Berthelot.

„Es ist meins,“ sagte der Fremde.

Das Haus Doktor Lantelmes war bei weitem das größte Gebäude von St. Gilles. Die Dorfbewohner machten gern einen Bogen darum. Es war ihnen unheimlich. Zu fünfzig aber fürchtet man sich nicht.

Im Nu war das Gitter überklettert, war von innen aufgeschlossen. Jean Bricot hinkte wie ein Triumphator durch das für ihn geöffnete Tor.

Fäuste donnerten an der Tür.

Ein Mann in blauweißgestreiftem Kittel zeigte sich, wich aber sofort zurück, als er draußen Kopf an Kopf sah.

Antoine Pasdeloups sah ihn die Treppe hinauflaufen.

„Drücken wir die Tür ein!“ schrie er. „Aufgepaßt!“

... Eins ... zwei ... drei!“

Ein duzend Schültern krachte gegen die Tür. Sie knackte bedenklich.

„Noch einmal! Eins ... zwei ... drei!“

Die Tür fiel schmetternd nach innen und die Bauern rasten in das Haus.

„Reißt alle Türen auf!“ schrie der Fremde.

„Alles auf, alles auf!“ heulte Pasdeloups.

Die Bauern rasten treppauf, treppab.

Das Haus war nur groß für St. Gilles. Es hatte zwanzig, höchstens dreißig Zimmer, von denen die Hälfte leer stand.

Zammernde Schwestern liefen hin und her.

Eine Männerstimme fragte etwas, laut und ärgerlich.

Aber die Frage endete in einem Aufschrei.

Ein Stöhnen folgte.

Der Fremde trat in die fünfte Zelle und schloß die Tür hinter sich.

Ein Mann mit bronzener Haut, in der blauweißen Anstaltskleidung, ein Handtuch um den Kopf gewickelt, kniete auf dem Boden und hob die Hände mit den Handflächen nach oben in rhythmischer Bewegung. Mohammed Abdallah-Bej sprach sein Nachtgebet. Es war gleichgültig, ob die Ungläubigen draußen heulten und brüllten wie die Tiere oder ob Grabesruhe war wie gestern und vorgestern, wie sonst immer seit den Wochen, die er hier war — was ist wichtiger, die Pflicht gegen den Propheten und Allah oder ein Haufe Ungläubiger?

Mohammed Abdallah betete, und sein Gesicht war so ruhig, als wenn er in Damet al Mja oder in El Mismieh im heimatlichen Syrien auf seinem Gebets-teppich kniete, das Gesicht gegen Mekka gerichtet.

Gerd Reerink sah ein, daß er warten mußte.

Draußen tobte das Geschrei der rasenden Bauern, Schwefelstein freischten auf, Türen flogen, ein schwerer Gegenstand fiel bröhnend zu Boden. Keerint stand unbeweglich.

Endlich war der Araber fertig.

„Sidi Mohammed Abdallah-Bej?“ fragte Keerint höflich.

Der Araber stand auf und neigte den Kopf.

„Ich komme, Sie zu befreien,“ sagte Keerint auf arabisch.

Mohammed Abdallah verstand, obwohl die Sprache seiner Heimat, der syrischen Wüste, sich von dem Schrift-arabisch unterschied, das Keerint gelernt hatte.

Zwei tiefliegende dunkle Augen richteten sich in vor-sichtiger Musterung auf den Eindringling.

Ein Mörder der Franzosen? War ihnen dieses Haus nicht sicher genug für ihn, den sie mehr fürchteten als Allah? Sollte dieser Mann ihn in das einzige Gefängnis schicken, aus dem er nicht befreit werden konnte?

Mohammed Abdallah-Bej ließ sich wieder nieder und kreuzte die Beine.

„Salaam aleikum,“ sagte er ruhig.

Keerint setzte sich wie ein Träumender zögernd ihm gegenüber und wunderte sich einen Augenblick, daß er ihm antwortete: „Aleikum salaam.“

Draußen schrie eine Weiberstimme grell auf. Ein schwerer Fall folgte.

„Marhaba . . . du bist willkommen,“ sagte Mohammed Abdallah-Bej. „Was bringst du mir?“

Dieser Mann ist ein Wunder, dachte Gerd Keerint. Ein unerhörtes Wunder. „Ich bringe dir die Freiheit, Sidi Mohammed Abdallah-Bej,“ sagte er laut. „Folge mir hinaus. An der oberen Dorfstraße steht mein Auto. Wir fahren nach Marjeille. Dann nach Tripolis auf einem italienischen Dampfer. In Tripolis ist die Polizei so schlafschüchtig wie ein Mann, der Haschisch genommen hat. Von dort nach Syrien werden wir weiterfinden. In Aegypten sind wir bereits sicher.“

„Verzeihe meine Unhöflichkeit, Sidi,“ sagte der Araber mit ruhiger Würde. „Aber ich wäre dir dankbar für den Klang deines Namens und des Namens deines Volkes.“

„Ich heiße Gerd Keerint, und mein Volk . . . ich habe kein Volk, Sidi Mohammed Abdallah-Bej.“

Der Araber sah ihn durchdringend an. „Wie soll ich das glauben?“

Keerint sah ein, daß dieser Mann die Wahrheit erfahren mußte. Er schämte sich der unwürdigen Hast und der Eile seines Blutes und zwang sich zur Ruhe.

„Ich kenne deine Ziele nicht, Sidi,“ sagte er leise. „Man sagt, du kämpfst für die Unabhängigkeit Syriens gegen die Franzosen, und dein Endziel sei, Emir zu werden in einem freien, von dir befreiten Land. Ich weiß nicht, wie weit das wahr ist, Sidi, und in der Welt weiß es kein Mensch. Ich kenne deine Ziele nicht. Trotzdem sage ich dir die meinen . . . und du bist der erste und der letzte Mensch, der sie erfährt.“

Er atmete tief auf. Zu eng verschlossen waren bisher die letzten Dinge in seinem Innern gewesen. Der Riegel ließ sich nur schwer zurückstoßen. „Ich habe eine Blutrache,“ begann er. „Und sie geht gegen alle Menschen meiner Farbe.“

Mohammed Abdallah blieb unbeweglich.

„Ich habe erkannt, daß sie Teufel sind — Teufel und Narren. Ich floh sie und ging in ein einsames Land, weit fort von ihren Wegen. Ein Teufel folgte mir aber und tötete mein Glück und meine Ehre. Da schwor ich Rache zu nehmen an ihnen allen und ging in ihre Länder zurück. Ich bin allein, und obwohl ein reicher Mann, kann ich nicht mit Millionen kämpfen. Da sah ich, wie ein Riese am Boden lag, der lange geschlafen hatte. Während seines Schlafes waren die Teufel gekommen und hatten ihm Fesseln angelegt. Und als er erwachte, merkte er, daß er sich nicht mehr rühren konnte.

Und wenn er an seinen Fesseln riß, zogen sie sich nur fester zusammen. Du bist ein starker Mustel des Riesen Islam, Sidi!“

Mohammed Abdallah betrachtete ihn aufmerksam.

„Die Gendarmen!“ heulte eine Stimme draußen.

„Die Gendarmen!“ Ein Schuß krachte. Noch einer. Eilige Schritte hallten auf dem Gang.

„Im Land Amerika hörte ich von deiner Gefangen-nahme und von der Behandlung, die du erfahren hast. Da wußte ich, daß hier die Stelle war, wo die Fesseln des Riesen zerschnitten werden mußten. Ist der Riese frei, so werden wir, er und ich, den Kampf mit den Narren und Teufeln aufnehmen. Türken und Perser haben schon ihre Freiheit. Indien und Aegypten warten darauf, ich bringe dir hundert Millionen Franken und einen scharfen Verstand, Sidi. Syrien muß in drei Monaten frei sein . . .“

Die Tür wurde aufgerissen, Pasdeloups steckte den Kopf herein.

„Die Gendarmen sind da,“ schrie er verzweifelt.

„Hör, Sie müssen uns helfen . . .“

Keerint schlug ihm mechanisch die irdene Wasserflasche gegen den Kopf, die ihm zunächst lag. Die Scherben splitterten. Der Kopf verschwand, und Keerint schloß die Tür.

„Du kennst jetzt meine ersten Ziele,“ sagte er lang-sam. „Ueber das, was folgt, können wir sprechen, wenn General Jouvain in Damastus nicht mehr am Leben ist.“

Mohammed Abdallah-Bej erhob sich.

„Insch, Allah!“ sagte er, und seine Augen flammten für den Bruchteil eines Augenblicks auf wie glühende Kohlen.

„Wir wollen gehen, Sidi.“

Sie traten aus der Zelle.

Die Tür ging nur schwer auf — sie mußten den Körper Antoine Pasdeloups zurückschieben, der blutend davorlag.

Unter trachten noch immer von Zeit zu Zeit Schüsse.

Jean Bricot wehrte sich wie ein Rasender mit seinem Stod gegen zwei Gendarmen, die ihn unaufhörlich auf-forderten, sich zu ergeben. „Ich habe an der Marne gekämpft,“ schrie er heiser, während sein Stod einen der Angreifer schwer auf die Schulter traf. „Ich habe ein Bein für das Vaterland verloren, während Ihr noch in euern Windeln steckt — verfluchte Bande! Es lebe das Volk! Es lebe Penraud! Es lebe Dupal! Es . . .“

Das Bajonett des verwundeten erbitterten Gen-darmen war ihm in die Brust gefahren.

Jean Bricot kniete ein, tragend glitt die Eisenspiße seines Holzbeins auf den Steinfliesen aus — er fiel zu Boden.

Der Polizeileutnant stieg, die Pistole schußfertig in der Hand, die Treppe hinauf.

Keerint schob den Araber beiseite. „Guten Tag, Herr Hauptmann,“ rief er. „Gut, daß Sie kommen! Doktor Pantelme liegt da hinten — er möchte Sie gleich sprechen!“

„Sofort,“ erwiderte der Offizier und ging an ihm vorbei. Hinter seinem Rücken stieg Keerint mit dem Araber die Treppe hinunter.

Raymond Leferrand und der rote Berthelot lagen wimmernd auf dem Gang. Ein Gendarm stand neben ihnen.

Weiter hinten standen weitere sechs neben etwa zwanzig Bauern. Die anderen schienen entkommen zu sein.

Vor dem Tor der Anstalt patrouillierte ein Doppel-posten

„Auf Befehl des Herrn Hauptmanns,“ sagte Keerint streng. „Der Gefangene ist sofort nach St. Claudes zu transportieren. Ich nehme ihn ins Auto. Einer von ihnen muß mit mir gehen.“

Die Posten sahen sich an.

(Fortsetzung folgt.)

Der Seelenfreund.

Von Hermann Wagner.

(Nachdruck verboten.)

„Ach“, sagte Lukas, indem er wieder den unleidlichen ironischen Ton anschlug, „bist du schon wieder dabei, jenes Buch zu lesen?“
„Gewiß“, sagte Hedwig. „Oder hast du vielleicht etwas dagegen?“

Lukas setzte sich seiner Frau gegenüber, freuzte die Beine, brannte sich eine Zigarette an und sagte: „Nein, das nicht. Schließlich bin ich es ja gewesen, der dir das Buch ins Haus gebracht hat. . . Ich verstehe nur nicht, daß dir der Schmöler soviel Spaß macht.“

Es erweckte plötzlich den Eindruck, als habe er es auf eine ernsthafte Diskussion abgesehen. Es war seit langem das erste Mal, daß er nicht ironisch, sondern rein sachlich sprach. Hedwig legte das Buch beiseite und blickte ihren Mann prüfend an. Dieser Blick hatte etwas Drohenbes. Lukas fühlte, daß die Angelegenheit zwischen ihnen endlich zu einer Entscheidung reif sei.

„Nun?“ sagte er.

„Spaß?“ sagte seine Frau. „Spaß macht mir der Schmöler, wie du sagst, durchaus nicht. . . Oder könntest du von einem ‚Spaß‘ reden, wenn dich etwas innerhalb vollkommen aufwühlt?“

„So“, sagte Lukas, „das Buch hat dich also innerlich vollkommen aufgewühlt?“

„Ja.“

„Um. — Wie heißt denn der Autor?“

„Joe Huxton.“

„Mir gänzlich unbekannt.“

„Mir nicht.“

„Wie, du kennst ihn?“

„Ja“, sagte Hedwig. „In einer Stunde, in der ich Klarheit über mich haben wollte, habe ich an ihn geschrieben, das heißt, ich habe an den Verleger seines Buches geschrieben, der meinen Brief dann weitergeleitet hat. An Joe Huxton. Und Joe Huxton hat mir geantwortet.“

Lukas räusperte sich. „Also. Findest du das nicht etwas sonderbar?“

„Warum?“

„Nun, du korrespondierst hinter meinem Rücken mit einem fremden Mann, wo wir doch — das gibst du doch zu? — noch immer miteinander verheiratet sind?“

„Bist du eifersüchtig?“ fragte Hedwig.

„Willest du?“

„Dazu hast du keinen Grund. Ich habe nichts getan, und ich werde nie etwas tun, woraus du mir einen Vorwurf machen könntest. Ein für allemal, Lukas: meine Freundschaft mit Joe Huxton ist rein idealer Art.“

„Und ich?“

„Du bist eben mein Mann.“

„Das heißt, ich muß mich damit begnügen, dich zu besitzen. Deine Seele aber —“

„— gehört Joe Huxton, ja!“

Hedwig sagte das mit einer Entschlossenheit, die Lukas veranlaßte, die erst halb aufgerauchte Zigarette im Aschenbecher zu zerdrücken. Es schien, als bereite er sich zu einer ernstlichen Abwehr vor. Hedwig entging das nicht. Aber sie fühlte sich stark genug, die Entscheidung anzunehmen.

„Darf ich fragen,“ begann Lukas nach einer Weile, „worüber du mit Joe Huxton korrespondierst?“

„Mein Buch.“

„Natürlich! So fangen derlei Dinge immer an. Wovon handelt das Buch?“

„Von der Seele der Frau.“

„So lautet wohl auch der Titel des Buches?“

„Ja. Und dieser Titel verspricht nicht mehr, als der Inhalt dann hält. Joe Huxton kennt die Seele der Frau. Ganz im Gegensatz zu dir, Lukas, der du von dieser Seele keine Ahnung hast.“

„Meinst du?“

„Ja, ich weiß es. . . Oder hast du dir in den zehn Jahren, die wir miteinander verheiratet sind, auch nur einmal die Mühe genommen, meine Seele zu studieren? Nein!“

„Und Joe Huxton, meinst du, hat das getan?“

„Ja.“

„Er hat deine Seele studiert?“

„Nicht meine. Aber doch die Seele seiner Frau.“

„Er ist verheiratet?“

„Ja.“

„Wie lange?“

„Zehn Jahre. Genau so lange wie wir.“

„Und er liebt seine Frau?“

„Er schreibt mir, daß er sie geradezu vergöttert. Sie ist es auch, der er sein Buch verdankt. Ihre Seele ist es, die er in seinem Buch bloßgelegt hat. . . Ach, welch ein Glück muß es für eine Frau sein, einen solchen Mann zu haben!“

„Um!“

„Nebst dem“, fuhr Hedwig fort, „es ist sonderbar, wie seine Frau und ich einander ähneln. . . Weißt du, Lukas, ich will dir nicht verhehlen, daß auch ich Joe Huxton meine Seele vollkommen enthüllt habe. Er forderte das von mir, denn er schrieb, daß er als mein wahrer Freund auf meine Seele einen Anspruch habe. Da habe ich es getan. Habe ihm alles gebeitet, was mich bedrückt, habe die ganze Sehnsucht meines Herzens vor ihm ausgeschüttet. . . Weißt du, was er mir daraufhin geschrieben hat?“

„Nun?“

„Er schrieb, daß mein Inneres und das Innere seiner Frau sich vollkommen deckten. Und daß ich, um vollkommen glücklich zu werden, als Freund unbedingt einen Mann brauche, der genau so sei wie er. Und er hat mir diese seine Freundschaft angetragen, unter der Voraussetzung, daß du großzügig genug sein würdest, sie zu gestatten.“

„So“, sagte Lukas, „ich soll also. . .“

„Ja, Lukas, du sollst! Du mußt es, Lukas! Denn wenn du es nicht könntest, dann. . .“

„Was?“

„Ich glaube, dann würde ich dich hassen.“

„Und wenn ich es könnte? Wenn ich diese Freundschaft billigte? Dann, meinst du, dann könntest du mich lieben?“

„Ja.“

„So wie früher?“

„Ja“, rief Hedwig aus und errödete plötzlich.

„Gut“, sagte Lukas und stand auf, „ich habe gegen deine Freundschaft mit Joe Huxton nichts einzuwenden.“

„Ist das dein Ernst?“

„Gewiß“, sagte Lukas.

Hedwig wurde tiefrot vor Freude. „Ich danke dir, Lukas, und ich will dir das nie vergessen. Nebenbei, ich muß dir noch ein zweites Geheimnis verraten. Nämlich — du bist doch nicht böse? — Huxton wird gleich da sein.“

„Wie?“

„Ja. Er schrieb mir, daß er uns heute besuchen wolle. . . Du wirst ihn doch empfangen?“

„Gewiß“, sagte Lukas mit einer gewissen Erstauntheit in der Stimme. „Nur — ich möchte doch, daß Ihr beiden zuvor erst einmal eine Stunde allein miteinander wäret, um euch gründlich auszusprechen. Deshalb, mein Schatz, auf Wiedersehen! Ich bleibe gar nicht lang.“

Es mochte etwa eine Stunde vergangen sein, als es draußen plötzlich läutete. Hedwig erschrak. Das war Joe Huxton. Das Mädchen öffnete. Hedwig erhob sich. Sie war sehr blaß. Da ging die Tür.

„Du?“ sagte Hedwig, und in dem Ton ihrer Stimme lag neben dem Erstaunen eine große Enttäuschung.

Lukas lächelte und schloß die Tür hinter sich ab. „Nein, nicht ich bin es, Hedwig. Joe Huxton ist es. Er kommt, um dir den versprochenen Besuch zu machen.“

„Was soll das heißen?“

Statt jeder Antwort griff Lukas in die Tasche seines Rockes und überreichte Hedwig ein Päckchen. Es waren die Briefe, die sie an Joe Huxton gerichtet hatte.

„Wo hast du die her?“ fragte Hedwig mit zitternder Stimme.

„Von dir!“

„Was soll das heißen?“

„Nun, daß du sie mir geschickt hast. Durch Vermittlung meines Verlegers. Mir, Joe Huxton. — Verstehst du mich nicht?“

„Du willst der Autor sein?“

Lukas nickte. „Ich bin Joe Huxton, der Verfasser des Buches „Die Seele der Frau“, zu dem du mich angeregt hast, und der Schreiber der Briefe an dich, die dich so begeistert haben.“

„Mein Gott!“ sagte Hedwig und sank in einen Stuhl.

Lukas küßte sie auf den Mund und sagte: „Wißt du mir jetzt noch immer bestreiten, Hedwig, daß ich mich auf deine Seele verstehe?“

Hedwig schloß die Augen. Sie wußte wahrhaftig nicht, ob sie glücklich oder todunglücklich sei. Sie wußte nur, daß sie blauiert sei.

Und als verstände er es ganz genau, was in ihr vorging, tröstete sie Lukas mit den Worten: „Das tut nichts. Wir sind ja verheiratet. Da bleibt es unter uns. Nicht wahr?“

Der Doppelgänger.

Mit diesem tragikomischen Fall hatte sich das Gericht von Ziel in Holland zu befassen.

Der 21jährige A. D. Otten aus Leemwen war angeklagt, einen eigenartigen Betrug verübt zu haben.

An einem Sonntag im Februar ist Otten in eine Wirtschaft, wo Bauern aus dem Dorfe Zoelen beisammenkamen, gekommen, ist in der Tür stehen geblieben und hat den Anwesenden zugerufen: „Hallo, kennt Ihr euren Tot nicht mehr?“

Die Gäste glaubten, sie hätten einen lustigen Kumpanen aus ihrem Dorfe namens Tot vor sich, der eine längere Freiheitsstrafe wegen Schmuggels abzusitzen hatte. Man wußte in Zoelen, daß die Ottern sehr große Anstrengungen gemacht hatten, um eine Begnadigung zu erwirken. Sie glaubten nun, daß Otten, der dem Tot zum Verwechseln ähnlich sah, die Freiheit wiedererlangt hatte.

Das Wiedersehen wurde mit lebhaftem Trunk aufs Gründlichste gefeiert, und alsdann begleiteten die Zoelenbauern, die die Beche bezahlten, im Triumph den Wiedergekehrten heim. Vor dem Elternhaus hielt der Zug an, es wurde an die Türen geklopft, und alsbald erschienen Tots Eltern, die von dem Lärm aufgewacht waren und nahmen ihren Sohn in Empfang. Die alte

Frau Tot umringt ihren Sohn, und nicht einmal merkte sie den Irrtum. Am Tage darauf wurde Otten mit neuen Kleider versehen, aufs Beste versorgt, und von nun an lebte Otten ein behagliches, sorgenfreies Leben, war überall gern gesehen und tat nichts, was ihn etwa hätte verraten können.

Eines Tages fragte ihn Frau Tot, ob er nicht auch seine Braut besuchen wolle. Es war ihr aufgefallen, daß der Sohn nach Antje gar nicht gefragt hatte.

„Natürlich werde ich hingehen, aber so eilig darf man es nicht haben,“ war die Antwort. Der alte Tot ließ anspannen, und nun fuhr Otten zu Antje, seiner Braut. Es traf sich sehr glücklich, Antje stand in einem Tulpenfeld, und als sie den Fremden herankommen sah, warf sie den Korb hin, lief auf Otten zu und begrüßte ihn herzlich. Otten gefiel dieser Kuß sehr gut. Er zog das Mädchen zu sich auf den Sitz, und so saßen sie Hand in Hand bis vor das alte Wohnhaus, das an einem verschulften Wassergraben stand.

Antje bewohnte die Hütte mit ihrer alten Mutter, die gerade zum Markt in die nächste Stadt gereist war. Auch hier verlebte Otten glückliche Tage. Ihm fiel es wohl auf, daß Antje ihn manchmal so merkwürdig anschaute, aber er erstickte ihre aufkommenden Zweifel in Zärtlichkeiten.

Inzwischen hatten Jots Eltern einen Brief bekommen.

Ihr Sohn schrieb aus dem Gefängnis, daß er Aussicht hätte, schon in der nächsten Zeit begnadigt zu werden, und dann versprach er, sofort heimzukehren.

Im Dorf schlug dieser Brief wie der Blitz ein. Der alte Tot machte sich sofort auf und fand Otten in der Hütte am verschulften Wassergraben, wo der falsche Sohn und Bräutigam sich inzwischen recht behaglich eingerichtet hatte.

Dort wurde Otten verhaftet.

Antje, die nicht verstand, was vor sich ging, folgte ihrem Geliebten, immer ein paar Schritte hinter dem Gendarmen hergehend, nach Ziel.

Vor dem Richter legte Otten ein ausführliches Geständnis ab. Der Richter sah seine Tat für nicht zu schwer an. Er mußte den alten Tot bestrafen und fragte dann die Frau Tot, wie es möglich war, daß sie als Mutter den Irrtum nicht eingesehen hat.

Die düpierte Frau erklärte: „Ein wenig merkwürdig, Herr Richter, ist er mir ja wohl vorgekommen, aber ich habe gedacht, das kommt wohl daher, daß er so lange hier bei Ihnen gewesen.“

Was ist eigentlich Homöopathie?

Homöopathie ist für viele noch ein unklarer, verschwommener, uns Mystische ragender Begriff, der in feinstenhafter Weise gepflegt und mit weltanschaulichen oder okkulten Dingen vermischt wird. Demgegenüber ist zu betonen, daß die Homöopathie gar nichts Geheimnisvolles an sich hat, daß sie vielmehr eine ganz nüchterne wissenschaftliche Methode ist wie viele andere. Nur durch die jahrzehntelange Bekämpfung seitens der Schulmedizin wurde es möglich, daß sie in eine gewisse schiefe Abwehrstellung geriet und ihren Vertretern ein charakteristisches Ressentiment eingeimpft wurde, wie es bei so vielen von der offiziellen Wissenschaft nicht bzw. noch nicht anerkannten Disziplinen der Fall zu sein pflegt. Das hat sich bei der Homöopathie jedoch grundlegend geändert, seitdem vor einigen Jahren der berühmte Berliner Chirurg Geh. Rat Prof. Bier öffentlich für sie eingetreten ist. Seine diesbezüglichen Arbeiten haben seiner Zeit in den ärztlichen Fachblättern einen Sturm entfacht, und in erregten Diskussionen und Versammlungen wurde für und wider Stellung genommen.

Was die Allgemeinheit an dieser Frage interessieren dürfte, ist die Tatsache, daß die Homöopathie nunmehr in die Reihe der offiziellen Probleme aufgenommen ist. Ihr Hauptunterschied gegenüber der Allopathie beruht auf den sogenannten Simile-Prinzip, welches besagt, daß eine Krankheit geheilt werden kann durch kleinste Dosen eines Mittels, welches in größeren Dosen der Krankheit ähnliche Erscheinungen hervorruft. Der Feind wird also gewissermaßen mit seinen eigenen Waffen bekämpft: Similia similibus, d. h. Ähnliches wird durch Ähnliches geheilt, während die Allopathie gerade die der Krankheit entgegengesetzten Mittel verwendet und auf diesem ebenfalls gangbaren Wege ihre Erfolge erzielt. Contraria, contraria, d. h. Entgegengesetztes wird durch Entgegengesetztes geheilt. Homöos heißt so viel wie gleich bzw. ähnlich, Allos bedeutet „andersartig“. In den Namen der beiden Heilmethoden ist also bereits ihr Wesen angedeutet.

Ein zweiter wichtiger Grundsatz der Homöopathie besteht darin, daß sie nur äußerst kleine Arzneimengen verwendet. Grundlegend ist hier das sogenannte Arndt-Schluske Gesetz, welches lautet: „Schwache Reize fachen die Lebensstätigkeit an, mittelstarke fördern sie, starke hemmen sie und stärkste heben sie auf.“ Außerdem kommt das Liebig'sche Minimum-Gesetz in Frage, das hier nicht näher erörtert werden kann. Diese Regeln sind für sehr viele Arzneimittel als gültig nachgewiesen. Der homöopathische Arzt verordnet daher die Urstoffe in starker Verdünnung. Diese Verdünnungen, die nach der Dezimalstala (D) hergestellt werden, bezeichnet man als Potenzen. D 1 bedeutet z. B. eine Verdünnung in der 1. Dezimalpotenz und entspricht einem Arzneigehalt von 1 : 10, D 3 ist gleich 1 : 1000 usw. Feste Arzneien werden mit Milchzucker verrieben, flüssige mit Wasser oder meistens mit Weingeist verdünnt.

Daß die homöopathische Verordnungsweise bei sehr vielen Krankheiten recht gute Erfolge aufweist, darf heute als einwandfrei festgestellt gelten. Gerade bei gewissen chronischen oder in akuten Schüben immer wieder auftretenden Krankheiten ist die Homöopathie erfolgreich. Sehr bekannt geworden ist z. B. die Verordnung von kleinen Dosen jodierten Schwefels nach Bier bei Krummhalste und die Bierische Jodtropfenmethode bei Schnupfen.

Es ist hier naturgemäß nicht der Platz, die homöopathische Lehre in ihren Einzelheiten zu erörtern. Es muß genügen, darauf hinzuweisen, daß die Homöopathie heute als eine naturwissenschaftlich fundierte Methode angeprochen werden kann: sie weiter auszubauen kann nicht die Aufgabe von Laien oder „Naturheilkunde“-Vereinen sein, soweit diese auch zur Erhaltung der Tradition und Konservierung der Lehre geleistet haben, sondern ist eine spezialärztliche Funktion.

Die erwähnten Grundzüge der Homöopathie werden gegenwärtig in vielen experimentellen Arbeiten auf ihren Geltungsbereich und ihre Reichweite hin durchgeprüft. Die wissenschaftliche Medizin nähert sich zweifellos bis zu einem gewissen Grade den homöopathischen Grundanschauungen. Die Zwistigkeiten zwischen Allopathen und Homöopathen dürfen als grundsätzlich beigelegt gelten. Das ist um so erfreulicher, als es sich bei der Homöopathie um eine sehr alte Methode handelt, die einen großen Erfahrungsschatz besitzt. Ihre Grundgedanken finden sich schon bei Hippokrates (400 v. Chr.), Paracelsus von Hohenheim (1491–1541) beschäftigte sich mit ihnen, 1737 wurden sie von dem Hallenser Professor Michael Alberti eingehend studiert und am Ausgang des 18. Jahrhunderts von Hahnemann, dem eigentlichen Begründer der Lehre, systematisch bearbeitet. — So steht also zu hoffen, daß die Ärzte in ihrer Gesamtheit sich endlich bereithalten, in ernster Bearbeitung, die zweifellos noch dringend notwendig, Gutes und Schlechtes zu sondern, in der klaren Erkenntnis, daß diese Lehre sehr viel Wertvolles enthält, und daß eine Zusammenarbeit der beiden Lager — und nur sie — den wahren Fortschritt, in welcher Richtung und in welchem Sinne auch immer, fördern wird.

D. K. Broßwig.

Aus aller Welt.

Die Schattenseiten in Hollywood. Pola Negri äußerte sich in einem Interview über das Leben in Hollywood wie folgt: Das Leben in Hollywood bietet wenig Abwechslung. Man findet in denselben Lokalen immer dieselben Menschen. Nur Filmschauspieler. Man glaubt sich auf eine Insel verbannt, von der übrigen Welt abgeschnitten, in Gesellschaft von Menschen, die alle den gleichen Beruf ausüben. Man stelle sich einmal vor, daß Maler, Bildhauer, Musiker, Schriftsteller, Polizei und Diplomaten sich in derselben Weise absonderten, dann würde es Maler-, Bildhauer-, Musiker-Städte usw. geben, wie es heute eine Filmstadt Hollywood gibt. Wie würde das sein? Der Reiz unter den weiblichen Künstlern in Hollywood wird dadurch, daß sie alle denselben Beruf ausüben, immer größer. Die eine kann sich kostbare Toiletten oder ein größeres Haus anschaffen als die andere, weil sie größeres Einkommen hat.

Das größte Buch der Welt. Das größte Buch der Welt ist die Bibel von Tibet, der Landtschur oder das Wort Buddhas. Es besteht aus 108 Bänden von je 10 000 Blattseiten. Jeder Band ist vier Kilogramm und 400 Gramm schwer. Die Höhe jedes Bandes beträgt 58, die Breite 20 Zentimeter. Daß dieses Werk viel Geld kostet, ist natürlich, und darum sind auch nur die Reichen in der Lage, sich dasselbe zu beschaffen. Um in den Besitz eines vollständigen Werkes zu kommen, mußte ein mongolischer Stamm nicht weniger als 700 Kühe in Tausch geben. Außer dieser Bibel gibt es in Tibet noch ein anderes, kleineres Umfanges, in 226 Bänden, mit Auslegungen über die Lehre Buddhas. Europa besitzt drei Exemplare des Landtschur: zwei befinden sich in der Universitätsbibliothek von Petersburg und eines in London.

Nur Geduld. Die Sparsamkeit der Schotten ist sprichwörtlich; erzählt man sich doch von ihnen, daß sie ihre Uhren nie aufziehen, um sie nicht abzunutzen. Das ist aber noch nichts gegen das, was sich die Stadt Edinburgh geleistet hat. Sie bekam im Jahre 1892 aus dem Nachlaß des Stadtrats Reid 1000 Pfund Sterling ausbezahlt, mit der Weisung, zwei Denkmäler für William Wallace und Robert Bruce, zwei schottische Nationalhelden, zu errichten. Leider langten die 1000 Pfund nicht, und so legte man sie auf die Bank und wartete 96 Jahre, bis die Summe durch Zins und Zinsezins soweit angeschwollen war, daß man die Denkmäler herstellen konnte. Sie werden im September dieses Jahres enthüllt. Ist das Geduld oder nicht?

fröhliche Ecke.

Bahnarzt: „Wie lange puzen Sie schon Ihre Zähne?“

Patient: „Das kann ich Ihnen so genau nicht sagen.“

Bahnarzt: „Gut. Fangen Sie morgen an!“

Ein guter Kerl.

„Wenn meine Frau Geburtsdag hat, kann sie sich immer wünschen, was sie will!“

„Was wünscht sie sich denn immer im allgemeinen?“

„In den letzten zehn bis fünfzehn Jahren hat sie sich immer einen Flügel gewünscht!“